Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 50. Posen, den 12. Dezember. 1880.

Ueber den Bau und die Bildung unseres Planeten-Systems.

Von Dr. Otto Zacharias.

I.

Der berühmte Lichtenberg hat einmal sehr wahr und witzig gesagt: Der Mensch sei ein „Ursachenthier". Offenbar hat er damit den Menschen als ein Geschöpf charakterisiren wollen, welches von Haus aus für das Aufsuchen von Ursachen Instinkt und Findigkeit besitzt. Und dies ist ganz gewiß keine schlechte Charakteristik. Denn während das Thier bloß der leiblichen Speise bedarf, hat der Mensch auch ein Bedürfniß nach geistiger Nahrung, und dies befriedigt er nur, wenn er sich über die Ursachen dessen, was in der Welt vorgeht, Klarheit verschafft. Was ist die Ursache der Witterungs-Veränderungen, des Wechsels der Jahreszeiten, des thierischen und pflanzlichen Wachsthums, des Blühens und Gedeihens der organischen Wesen oder des Verkümmerns und Absterbens derselben? Alles dies sind Fragen, die wir im Laufe des alltäglichen Lebens aufwerfen und beantwortet wissen wollen. Während wir uns nun im gewöhnlichen, praktischen Leben mit dem Ausfindigmachen der allernächsten Ursachen begnügen und es dabei bewenden lassen, geht die Wissenschaft weiter und sucht nicht bloß für einzelne Erscheinungen, sondern für ganze Gruppen von Vorgängen die zu Grunde liegenden Ursachen zu erforschen. Die wissenschaftliche Forschung hat als solche kein abgegrenztes Feld der Thätigkeit, sie zieht vielmehr Alles, was in das Bereich der fünf menschlichen Sinne fällt, vor ihr Forum und sucht unabläßig nach den Gründen des materiellen und geistigen Geschehens. Mit derselben Unumwundenheit, mit der wir vom Standpunkte der Wissenschaft aus dem Meteorstein die Frage vorlegen: wo er seine Heimath im unermeßlichen Weltraum gehabt hat, mit derselben Unumwundenheit fragen wir auch nach der Herkunft der Himmelskörper selbst und nach den Gründen, weshalb das Planeten-System, dem auch unsere Erde angehört, diese und keine andere Zusammensetzung hat ꝛc.

Für die Wissenschaft giebt es nichts „Großes" und nichts „Kleines"; denn was heißt groß und was heißt klein? Mit der Größe des Universums verglichen, ist selbst unsere Erde ein verschwindender Punkt.

Bevor wir näher auf die Frage eingehen, welche Ursachen der Entstehung unseres Planeten-Systems zu Grunde liegen, wollen wir uns erst eine klare Vorstellung von den Größenverhältnissen dieses Systems verschaffen. Um diese zu erhalten, nehme man einen Globus von nicht ganz einem Meter im Durchmesser und erblicke in diesem den Sonnenball; Merkur würde dann im Verhältniß als ein Senfkorn, das sich in einem Kreise von 40 Meter im Durchmesser um die Sonne herum bewegt, vorgestellt werden müssen. Venus durch eine Erbse, deren nahezu kreisförmige Bahn 70 Meter im Durchmesser haben würde; die Erde ebenfalls wie eine Erbse in 100 Meter Entfernung; Mars wie ein größerer Stecknadelkopf, in einer Bahn von 150 Meter. Die kleinen Planeten wie feine Sandkörner, in Bahnen von 220—400 Meter Entfernung; Jupiter wie eine mäßig große Apfelsine, in einem Kreise von fast 1 Kilometer Durchmesser; Uranus wie eine große Kirsche oder eine kleine Pflaume auf dem Umfange eines nahezu 2 Kilometer großen Kreises, und Neptun wie ein kleiner Borsdorfer Apfel in einer Bahn von 3 Kilometer Durchmesser.

Um diese Entfernungen einigermaßen würdigen zu können, muß man bedenken, daß der Abstand der Erde von der Sonne, welcher im Obigen mit 100 Meter angegeben ist, in Wirklichkeit 148 Millionen Kilometer beträgt. Man kann sich von einer so ungeheuer großen Entfernung kaum einen Begriff machen. Ein Eisenbahnzug, der in einer Stunde 50 Kilometer zurücklegt und im Jahre 1880 die Erde verläßt, würde die Sonne erst im Jahre 2218 erreichen. Die Sinne vergehen Einem, wenn man sich diesen Abstand vorzustellen versuchen will.

Trotz dieser großen Entfernung übt die Sonne nicht bloß auf die Erde, sondern auf alle die oben genannten großen und kleinen Planeten fortdauernd einen mächtigen Einfluß aus, der sich dadurch geltend macht, daß sämmtliche Planeten sich rastlos in elliptischen (indeß nahezu kreisförmigen) Bahnen um die Sonne herumbewegen müssen. Außerdem drehen sich alle Planeten auch noch um sich selbst und zwar in der Richtung von Westen nach Osten. Diese letztere Art der Bewegung ist bekanntlich die Ursache des Wechsels von Tag und Nacht. Der Wechsel der Jahreszeiten dagegen und die Länge eines Jahres ist im Allgemeinen durch die Zeit bedingt, welche ein Planet braucht, um sich um die Sonne herumzubewegen. Die Erde hat zu dieser Umlaufsbewegung — wie männiglich bekannt — etwa 365 Tage nöthig. Während dieses Zeitraums empfängt sie von der Sonne Licht und Wärme in reichem, aber wechselndem Maße und der Rhythmus des Werdens und Vergehens, des Keimens, Blühens und Verwelkens — wie er sich in der Aufeinanderfolge der vier Jahreszeiten darstellt — ist also eine direkte Wirkung der in dem Sonnenball verkörperten Kräfte.

Die Sonne, die sich hiernach als ein unendlich mächtiger und ganz unerschöpflicher Quell von Kraft erweist, ist eine feurige Kugel von außerordentlichen Dimensionen. Ihre Größe beträgt ungefähr das 500-fache der Größe aller Planeten zusammengenommen. Nähmen wir $1\frac{1}{2}$ Millionen Kugeln von der Größe des Erdkörpers — also jede 1700 deutsche Meilen im Durchmesser — und ballten diese Kugeln zusammen, so würden wir ungefähr einen Globus von der Größe der Sonne erhalten. Das ist also das Licht, welches den Tag erleuchtet — wie die Bibel sagt — und welches Gott aufgehen läßt „über Gute und über Böse".

Was wir für die Oberfläche der strahlenden Sonnenkugel halten, hat sich nach genauerer Erforschung als eine Schicht glühenden Nebels herausgestellt, welche, nach den Erscheinungen der Sonnenflecke zu schließen, eine Tiefe von annähernd 100 Meilen besitzt.

Diese Nebelschicht, welche nach außen hin beständig Wärme verliert, ist dennoch heißer als alle unsere irdischen Flammen, heißer selbst als die glühenden Kohlenspitzen der elektrischen Lampe, welche das Maximum der durch künstliche Hilfsmittel zu erzielenden Temperatur geben. Die Sonne liefert so viel Wärme, als wenn in jeder Stunde 1500 Pfund Kohle auf jedem Quadratfuß ihrer Oberfläche verbrannt würden. Die ganze Gluth, welche von der Sonne in einer Minute ausgesendet wird, würde genügen, um 12,000 Millionen Kubikmeilen eiskalten Wassers zum Sieden zu bringen.

In jenen Gas- und Nebelschichten der Sonne finden nun auch — wie man beobachtet hat — von Zeit zu Zeit Stürme statt, an Ausdehnung und Geschwindigkeit denen, die auf unserer Erde wehen, in ähnlichem Maße überlegen, wie die Größe der Sonne der der Erde. Ströme glühenden Wasserstoffgases werden in Form von riesigen Springbrunnen oder züngelnden Flammen oft viele Tausend Meilen hoch emporgeblasen.*)

*) Bis zu 15,000 geogr. Meilen, nach H. C. Vogel's Beobachtungen in Bothkamp.

Früher konnte man diese Gebilde nur zur Zeit der totalen Sonnenfinsternisse wahrnehmen, jetzt hat der englische Astronom Norman Lockyer eine Methode gefunden, um sie täglich zu beobachten.

Andererseits findet man auf der Sonnenoberfläche auch einzelne dunkle Stellen, die sogenannten Sonnenflecken, welche schon von Galilei gesehen worden sind. Die Flecken erweisen sich bei näherer Untersuchung als trichterförmige Gruben von kolossaler Tiefe. Ihr Durchmesser beträgt oft Tausende von Meilen, so daß man 2—3 Erdkugeln bequem in ein solches „Loch" der Sonnenoberfläche versenken könnte. Beobachtet man die Zeit, wenn ein gut kenntlicher Fleck im Westen der Scheibe verschwindet, so wird man finden, daß er nach etwa 12 Tagen wieder am Ostrande erscheint und in 25 Tagen wieder in die Stellung gelangt, in der er zuerst beobachtet wurde, so daß er also in dieser Zeit über die Scheibe und hinten herum gezogen ist.

Die Oberfläche der Sonne hat sich demnach in ungefähr 25 Tagen um sich selbst bewegt; es dreht sich also die ganze Sonne während dieser Zeit um ihre Axe, sammt allen Flecken und Fackeln. Sie steht keineswegs ganz still, wie man früher geglaubt hat, sondern besitzt ebenfalls eine rotirende Bewegung wie die übrigen Himmelskörper. (Schluß folgt.)

Rungholt.

Erinnerungen aus der schleswigschen Westsee (Nr. 2). Von Wilh. Grothe.

Es war im Sommer des Jahres 1863, ich besuchte damals die Westseeküsten, das heißt den Nordseestrand im Westen von Schleswig und die Inseln daselbst. In Husum traf ich einen nicht großen, aber desto mehr beleibten Herrn mit ruhigen und freundlichen Zügen, einen mir wohlbekannten Mann, dem man den Dichter auf den ersten Blick nicht ansah, und doch steckte der Verfasser der Devrientnovellen, des Michel Ruyter und vieler anderen See-Romane in der schlichten Hülle. Man hat ihm den Beinamen „der deutsche Marryat" gegeben.

Heinrich Smidt war ein Altonaer Kind und früher Seemann gewesen; die Westsee mit ihren Inseln und Halligen kannte er aus dem Grunde. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt hatten, nahm ich seinen Rath deshalb in Anspruch.

„Sie wollen die Halligen kennen lernen", sagte er: „Gut, ich führe Sie."

Eine zweimastige Jolle nahm uns am folgenden Tage auf, und wir fuhren mit der Ebbe in das Meer. Es war ein herrlicher Tag, und die Sonne spiegelte sich in der zurückweichenden See. Da zeigte sich der gefährliche, grauschwarze Schlick wie eine weite, öde Fläche, und Heinrich Smidt erklärte mir, daß das früher Land gewesen sei, welches die gierigen Wogen der Westsee verschlungen hätten. „Sie haben es aber nicht völlig verdauen können", fiel ich ein; „besonders appetitlich sieht es nicht aus."

Wir fuhren zwischen den grünen Halligen dahin, welche die Fluthen oft wie im neckenden Spiele bedecken, und er zeigte mir die Warfen, die künstlichen Erhöhungen auf denen die Bewohner der niedrigen, nicht durch Dämme geschützten Eilande ihre Wohnungen erbaut haben. Immer weiter ging es in das Meer, bis die Fluth, die den Schlick verschwinden läßt, heranwogte. Da erhielt die ruhige Gestalt Heinrich's Leben und Bewegung; er brachte ein Hurrah „dem blanken Hans" und seinem lautgrollenden Wellenmeer.

Die Lebhaftigkeit verließ ihn auch nicht, als wir zwischen Nordstrand und der Hallig Nordstrandischmoor dahinfuhren, um Husum wiederzugewinnen. Er wies in die Tiefe und rief: „Da liegt auch ein Vineta; aber die Zerstörung von Rungholt fällt nicht in die graue Vergangenheit."

Rungholt! Bei dem Namen stieg mir eine alte Sage wieder aus der Vergangenheit auf, und ich schaute über den Rand der Jolle in die Tiefe des Meeres. Von Rungholt zeigte sich keine Spur; aber lebhafter und lebhafter kam mir die Sage in den Sinn, und es war, als ob die Wellen sie mir wiederholten.

„Sie hören nicht", tönte es mir plötzlich in die Ohren: „Da habe ich Ihnen von dem Tyrus der Westsee, dem untergegangenen Rungholt gar viel erzählt und doch nur in den Wind gesprochen. Wovon träumten Sie mit offenen Augen?"

„Von einer alten, alten Frau, die nun schon fast dreißig Jahre todt ist und von dem versunkenen Rungholt." Hier ist aber die Sage. — — — — —

Es war lange vor dem dreißigjährigen Kriege. In der Seestadt Rungholt lebten damals der reiche Klas Binger und die ebenfalls hochbegüterte Frau Ursula Jensen im Wittwenstande. Beide hatten weithin große Schiffe gehen und die Handelshäuser, denen sie vorstanden, waren die angesehensten in der überaus reichen Stadt. Die Beiden waren darauf nicht nur im höchsten Maße stolz, sondern haßten sich auch, weil Keiner es dem Anderen zuvorthun konnte. Ursula Jensen besaß aber auch eine Tochter mit Namen Gertrud, die war das beste und schönste Mädchen, wie Klas Binger's Sohn Dietrich der gewandteste Jüngling genannt wurde.

Trotzdem zwischen den Eltern Feindschaft herrschte, konnten sie es nicht verhindern, daß sich ihre Kinder sahen und sich liebten, als sie kaum gefirmelt waren. Klas entging dies eben so wenig wie Ursula, er nahm seinen Sohn eines Tages in das Gebet und verwies ihm seine Neigung in den herbsten Ausdrücken, drohte auch, ihn zu enterben, wenn er sich nicht dem väterlichen Willen füge! —

Eine heftige Scene fand fast in derselben Stunde in Frau Ursula Jensen's Hause statt. Die reiche Kaufmannswittwe hatte vernommen, daß Dietrich und Gertrud sich am Hafen getroffen und längere Zeit im kosenden Gespräche geweilt hätten. „Du bist aller Scham bar", rief die Mutter, „daß Du mit des alten Schurken Sohn auch nur ein Wort wechselst."

„Er ist so lieb und gut", erwiderte schüchtern die liebliche Jungfrau. Eine gewaltige Ohrfeige ließ sie verstummen; denn Frau Ursula führte ein strenges Regiment und konnte von Niemandem Widerspruch ertragen.

„Ich will Dich lehren ihn lieb und gut zu finden", rief sie und befahl der Tochter auf ihr Zimmer zu gehen. Mit Thränen im Auge gehorchte diese.

„Das würde mich in die Grube bringen", fuhr Frau Ursula fort, „wenn meine Tochter sich also fortwerfen sollte. Nein, ich werde einen Riegel vorzuschieben wissen, wie man ihn stärker und größer noch nicht gesehen haben soll."

Der Senator Gütling traf sie noch in Erregung. „Ei, ei, Frau Gevatterin", lautete seine Rede, „was hat es gegeben, das Euch das Blut in die vollen Wangen treibt? Ist Euch ein Schiff in Sturm und Unwetter zu Grunde gegangen? oder hat Euch sonst ein großer Unfall getroffen?"

„Pah, was ist ein Schiff! was solch' ein Verlust!" entgegnete Ursula: „So etwas mag den alten Binger in das Herz treffen; mich läßt es kalt. Nein, ich habe anderen Aerger, schweren Kummer."

Gütling bat sie, ihren Verdruß in seine treue und ergebene Seele auszuströmen, und das Herz der reichen Kaufmannswittwe war mit Gift und Galle so randvoll gefüllt, daß es überfloß. Sie erzählte, wie sie Gertrud aufzuziehen gesucht habe, wie aber ihre Sorge vergebens gewesen sei; denn die ungerathene Dirne wage es, den Annäherungen Dietrich Binger's nicht auszuweichen, ja ihn sogar zu vertheidigen. Es wäre ihr Tod, wenn ein Liebeshandel sich daraus entwickeln sollte; sie sei jedoch zu sterben nicht Willens.

Der kluge Senator hörte ihr aufmerksam und ohne sie zu unterbrechen zu, dann rieth er, Gertrud zu vermählen. „Wo denkt Ihr hin, Gevatter?" versetzte sie, „solch' ein unreifes Ding sollte schon heirathen?"

„Eure Gertrud, Frau Ursula, ist bereits siebenzehn Jahre alt", meinte Gütling, „und wenn ich mich nicht irre, waret Ihr gerade so alt, als Ihr Eure Hand meinem alten, seligen Freunde reichtet. Wenn man Euch freilich betrachtet, wird man es kaum glauben", fügte er diplomatisch hinzu.

„In der That?" meinte sie in höhnischem Tone, „vielleicht findet Ihr mich auch schön wie keine Andere. Nein, liebwerthester Herr und Senator", fuhr sie mit gerunzelter Stirn fort, „mein Spiegel sagt mir die Wahrheit, und das Brokatkleid wie die goldgestickte Sammethaube können mir die Geiernase und das spitze Kinn nicht fortnehmen. Mithin, Gevatter, bitte ich Euch, Alles, was wie Schmeichelei klingt, aus Eurer Rede fortzulassen und mir Eure Meinung einfach und schlicht zu sagen."

Nun begann der Senator ihr auseinanderzusetzen, daß er einen heirathsfähigen Sohn besitze. Dieser und Gertrud stellten aber das geeignetste Paar in Rungholt dar. Sein Vermögen sei

nicht klein, aber noch mehr müsse man anschlagen, daß sein Sohn ein gewiegter und kalter Kaufmann sei. Geböte derselbe auch über die Habe der Frau Gevatterin, so wäre Klas Binger verloren." Das traf den schwarzen Punkt; Ursula Jensen erklärte ihm, daß die Hochzeit seines Sohnes mit Gertrud in wenigen Wochen stattfinden solle.

Als sie ihrer Tochter das am folgenden Tage mittheilte, war es dem schönen Mädchen, als senke sich ein eisiger Stahl in ihre Brust. Sie warf sich der Mutter zu Füßen und flehte um Gnade. Frau Ursula verlachte alle Klagen und spottete auf das Grausamste der Liebe.

„Was Herz?!" rief sie aus: „In ganz Rungholt giebt es kein einziges Herz! Und Du willst ein solches besitzen. Hüte Dich, mir zu widersprechen."

Als Gertrud ihr Bett aufsuchte, sank sie auf die Kniee und flehte zu Gott, daß er sie schützen möge. — Ebenso betete Dietrich, daß der Vater im Himmel sich seiner erbarmen und vor des irdischen Vaters Fluch schirmen möge. Klas Binger hatte nämlich den Entschluß gefaßt, seinen Sohn mit einer reichen Muhme zu verheirathen.

Die Gefahr für die Liebenden stieg höher und höher; jeder Tag brachte ihnen neue Leiden. Sie wurden bald nicht nur von den Eltern ihrer Herzensneigungen wegen verhöhnt; ganz Rungholt zuckte darüber die Achseln.

Die Beiden waren endlich so zur Verzweiflung getrieben, daß sie aus den elterlichen Häusern flohen, um ihren Tod im Wasser zu finden und sich so vor dem ihnen drohenden Liebestreubruch zu bewahren. Ohne Verabredung zu ein und derselben Nachtstunde, als das reiche und kalte Rungholt in tiefem Schlafe lag, eilten sie zum Hafen. Gott hatte aber ihre Schritte also gelenkt, daß sie sich dort am Bollwerk trafen und in die Arme sanken. Da kam ihnen auch der Gedanke der gemeinsamen Flucht.

Sie bestiegen ein Boot und suchten die Küste des festen Landes zu erreichen. Sie waren aber noch nicht in Husum gelandet, da nahte die wildeste Fluth der Stadt, welcher sie den Rücken gewandt hatten. Dumpf donnernd stürzten sich Wogen gegen die Dämme, diese widerstanden dem gewaltsamen Andrange nicht, und das verheerende Element stürmte nun ohne Aufenthalt in die reiche, herzlose Stadt.

Wildes Geschrei erfüllte bald die Häuser, aber nicht lange schrie und klagte man; denn die Wogen brachen die Prachtgebäude, und als der andere Tag gekommen war, lag nur noch eine See, wo sonst Rungholt gestanden hatte. — — —

Die einzig Geretteten von den Tausenden, die in Rungholt gehaust, waren Gertrud Jensen und Dietrich Binger.

— — — — — — — — — — — — —

So lautete die Sage, welche mir meine alte Kinderfrau so oft erzählt hatte, bis ich sie — ohne sie zu verstehen — Wort für Wort in mir aufgenommen hatte, die ich aber längst vergessen meinte, bis sie wieder an der Stelle auflebte, wo das reiche Rungholt gestanden hatte.

Eine Krokodiljagd.

Humoreske.

Die edle Waidmannskunst zieht Unglaubliches groß und die Geschichten, welche der selige Münchhausen seinen andächtigen Zuhörern auftischte, sind nicht das Großartigste, was die gewaltigen Nimrode geleistet haben. So war auch der Forstmeister Panzow nicht nur ein Jäger, der ein ganzes Rudel Wölfe allein zu bestehen der Mann war, sondern auch ein Kriegsmann, der mancherlei erlebt hatte, wovon sich die kühnste Dichterphantasie kaum etwas träumen läßt.

Sein eisernes Kreuz, das er sich im Kriege gegen den ersten Napoleon erworben hatte, bewies, daß er kein Feigling gewesen war, und das bestätigte auch mein Onkel Fritz, der von seinem Vater, einem Kolberger, gehört hatte, Panzow habe zu den verwegensten Leuten des Schill'schen Korps gehört. Das außergewöhnlich Natürliche war ihm aber zu gewöhnlich, als daß Panzow es der Mühe werth gehalten hätte, darum seine Lunge anzustrengen.

Nach der Schlacht bei Jena war Panzow bis zu der pommerschen Festung gekommen, wo er sich dem Kommandanten von Loucadou vorstellte und, von diesem zurückgewiesen, in die Schaar, welche der kühne Ferdinand von Schill aus versprengten Soldaten bildete, trat. Aus jener Zeit erzählte Panzow mit Vorliebe, wie er, von den Seinen abgeschnitten, drei Tage und Nächte in der zugefrornen Persante gestanden habe und so der Gefangenschaft entgangen sei.

Bei solchen Geschichten pflegte mein Onkel Fritz im höchsten Maße ernst zu bleiben und sodann auch von seinen Kriegsabenteuern zu erzählen, obgleich er, wie Alle wußten, niemals Soldat gewesen war. Kam ein Dummkopf ihm dann mit der Frage in die Quer, wie dies und das möglich gewesen sei, so berief sich Onkel Fritz auf den Forstmeister, und Panzow ließ ihn nie im Stich, sondern stimmte ihm bei, indem er sogleich eine ähnliche That aus seinem Leben erfand.

Eines Tages hatte der Forstmeister erzählt, wie er in Rußland einen Bären mit seinem Taschenmesser überwunden habe, während er dasselbe vorzeigte. Sogleich zog mein Onkel Fritz sein Federmesser aus der Westentasche und bemerkte einem Ungläubigen: „Wie können Sie zweifeln?! Was ich mit dieser Waffe in Egypten ausgeführt habe" — er hielt das Federmesser hoch — „ist nicht weniger staunenswerth und wahr, als unseres Freundes Erlebniß."

„Erzählen! erzählen!" rief man von allen Seiten, während der Skeptiker meinte, er habe geglaubt, daß der Herr Rentier niemals Deutschland verlassen.

Mein Onkel Fritz warf ihm einen Blick des Mitleids zu, räusperte sich, ohne auf die Bemerkung des Zweiflers zu antworten, und begann:

„Als ich vor zwei Jahren bei meinem Freunde, dem Khediw zum Besuch war, fragte mich dieser eines Tages: „Alter Sohn, hast Du schon einer Krokodiljagd beigewohnt?"

— „Was werde ich nicht?" lautete die Antwort, welche ich gab.

— „Nun, dann halte Dich morgen bereit", ließ sich mein Freund der Khediw vernehmen.

— Am folgenden Morgen zogen wir aus. Bald war eine jener gepanzerten Eidechsen von sieben Meter Länge aufgetrieben. Sie kam uns entgegen und klapperte unheimlich mit ihren Kiefern.

— „Alter Sohn!" rief der Khediw mir zu: „willst Du es mit dem Burschen allein aufnehmen?"

— Sogleich war ich von meinem Dromedar gesprungen, machte dem Fürsten eine tiefe Verbeugung, während ich mein Gewehr bei Seite an eine Sycamore stellte, und versetzte: „Ja, ich will dieses Krokodil sogar ohne Schußwaffen, mit meinem Federmesser allein bekämpfen."

— „Thu's!" sagte der Khediw.

— Unterdessen war das ungeschlachte Reptil mir so nahe gekommen, daß ich sah, wie es mit seinen unheimlichen Augen blinkte, als wollte es sagen: „Das ist mir auch ein guter Braten." Gern hätte ich in diesem Augenblicke wieder nach meiner Büchse gegriffen, aber das durfte ich aus point d'honneur nicht. Nun schoß das Crocodil auf mich zu, daß selbst die erfahrensten Jäger einen Schrei des Entsetzens ausstießen. Da half kein Besinnen, ich unternehme einen Sprung, wohl an drei Meter hoch, bei dem ich mich wende. Das Krokodil schießt unter mir fort, und ich komme so auf den Rücken des Thieres, daß ich rittlings sitze. Damit hatte ich gewonnenes Spiel; denn jetzt begann ich meine Kunst des Zureitens bei ihm zu versuchen. Vergebens wälzte es sich anfangs in dem heißen Wüstensande — ich saß fest; umsonst schlug es mit dem Schweife um sich — ich zügelte es.

— Der Khediw war entzückt, er rief mir zu: „Vortrefflich, alter Kronsohn! ganz vortrefflich! Ich werde eine Schwadron Krokodilhusaren errichten, deren Obrister Du sein sollst."

— Als die Bestie sich in ihr Schicksal gefügt zu haben schien, ließ ich dem Reptil etwas mehr Freiheit, so daß es den Kopf hob und sich umschaute. Da gewahrte es den Nil. Es begann nun einige Liter Krokodilthränen zu vergießen, dann schoß es voll Heimtücke auf das Wasser zu, indem es einen eigenthümlichen Ton, der wie das Weinen eines kleinen Kindes klang, ausstieß.

— In dem Augenblick erhoben seine Brüder und Vettern ihre langen Hechtschnauzen über das Wasser und klapperten vor Vergnügen mit den Kiefern, als freuten sie sich des ungebratenen

Bratens. Das war ein furchtbarer Moment, in dem meinem Freunde, dem Khedive, die Pfeife ausging. Verlor ich die Besinnung, so war ich verloren und wurde mit Haut und Haaren verspiesen. Ich verlor sie aber nicht, sondern sprang ab.

— Die gepanzerte Eidechse glaubte mich nun sicher zu haben; denn ich war auf das eine Knie gefallen. Es riß seine Kiefern auf, daß sein Rachen wie ein Scheunenthor erschien. Das war sein Verderben, ich schoß hinein und war verschluckt. Der Khediw schrie auf, hatte eigentlich aber gar keine Ursache, sich zu ängstigen, denn jetzt begann ich mit meinem Federmesser das Krokodil von innen zu bearbeiten. Ich that den ersten Schnitt, da krampfte sich sein Magen zusammen und hätte mich fast zerdrückt. Rasch entschlossen ließ ich dem ersten Schnitt den zweiten und so fort folgen, bis die personifizirte Heimtücke bis in das Herz getroffen endete und ich aus dem Innern hervorkam.

— „Bravo, alter Sohn", rief mein Freund der Khediw und wollte mir eine Million schenken, woran ihn aber sein englisch-französisches Ministerium hinderte. Die Million habe ich deshalb nicht erhalten; aber das Ministerium seine Absetzung. Da haben Sie die Erklärung jenes sonst unerklärten Staatsstreiches. Ich war die Ursache und mein Krokodilensieg."

Nach diesen Worten stand mein Onkel Fritz auf, nahm seinen Hut und verließ die Gesellschaft, die ihm lebhaft Beifall klatschte. Der Forstmeister Panzow sah ihm aber kopfschüttelnd nach und sagte: „Schade, daß unser Freund sich das Lügen angewöhnt — ich glaube von der ganzen Geschichte kein einziges Wort." —e.

---

* **In ihrem kürzlich erschienenen Buche:** „Riccordi della vita intima di Enrico Heine" hat sich die Prinzessin della Rocca, eine Nichte des Dichters, besonders auf eine Pariser Duellgeschichte gestützt, um die deutsch-patriotischen Gefühle ihres Oheims zu verherrlichen. Dies ist der Anlaß gewesen, daß Heine's damaliger Sekundant vor einigen Tagen eine Zuschrift an die „Augsburger Allg. Ztg." gerichtet hat, in welcher er die in Deutschland wohl nur wenig bekannte Duellgeschichte genauer erzählt: „Ohne den Patriotismus unseres berühmten Dichters irgendwie in Frage stellen zu wollen, fühle ich mich doch, als Heine's damaliger Sekundant, im Interesse der Wahrheit veranlaßt, die Ursache und den Verlauf dieser Duellgeschichte nach den Notizen aus meinem Tagebuche zu berichtigen. Am 29. April 1837 kam in der Frühe mein Universitätsfreund Dr. Hermann Detmold (Detmold war später Advokat in Hannover, dann Mitglied des Frankfurter Parlaments und Reichs-Finanzminister) in großer Aufregung zu mir und erzählte, daß er Tags zuvor mit unserem Freunde H. Heine und dessen nunmehriger Wittwe, der damals reizend schönen Mathilde im „Boeuf à la mode, Rue des bons enfants", einem in jener Zeit sehr beliebten Restaurant bourgeois, dinirt habe. An einem Nebentisch dinirten sechs französische Studenten. Diese verfehlten nun nicht, mit der schönen Nachbarin auf das Auffälligste zu kokettiren und anzügliche Reden fallen zu lassen, bis endlich Heine in seiner bekanntlich grenzenlosen Eifersucht plötzlich aufstand und dem nächsten der jungen Herren eine eklatante Ohrfeige gab. Detmold machte dazu den Witz: der Wirth habe auf seine Speisekarte unter den Omelettes soufflées nunmehr auch ein soufflet à la Heine zu setzen. Die jungen Leute sprangen auf und gingen mit Messern und Stühlen auf Heine los, der Skandal war natürlich arg, bis endlich der Wirth, die Kellner und noch einige anwesende Gäste sich ins Mittel legten und Heine gegen seine sechs Angreifer in Schutz nahmen. Karten wurden dann ausgetauscht und an Heine erging sofort eine Forderung auf Pistolen. Der Beleidigte war ein étudiant de l'école droit, de L. von altadeliger Familie. So die Erzählung Detmolds, mit welchem ich nun sofort zu Heine ging. Diesen fand ich sehr aufgeregt; er bat mich, den bösen Handel zu entwirren und ihm zu sekundiren. Als zweiten Sekundanten — Detmold war zu zartfühlend, um sich als Gibbosus eventuellen Spötteleien auszusetzen — wählten wir den jungen Grafen Gurowski, einen in der Haute volée, zumal im Jockeyklub, sehr beliebten Polen, intimen Freund des bekannten russischen Weltreisenden Marquis de Custine. (Graf Gurowski entführte später eine spanische Infantin und lebt noch mit derselben verheirathet in Brüssel.) Als solchem standen Gurowski ein sehr reicher Marstall, sowie Equipagen nach Auswahl zur Verfügung. Dieses bestimmte uns auch bei seiner Wahl als Sekundanten, da Heine gern glänzend auftreten wollte und weder Detmold noch ich im Stande waren, in dieser Richtung einen ergiebigen Trumpf auszuspielen. Die Sekundanten unseres Gegners waren ein Baron Durand und ein Kavallerie-Kapitain Bérard. Mit diesen beiden Herren setzten Gurowski und ich uns sofort ins Benehmen, und es wurde bestimmt, daß das Duell auf 15 Schritte Barrière mit einfachen Kavallerie-Feuersteinpistolen am 1. Mai, 6 Uhr Morgens, im Bois de St. Cloud stattfinden solle. Graf Gurowski holte Heine und mich dann auch rechtzeitig in einer sehr eleganten Equipage mit Vollblut-Viergespann ab. Er kutschirte selbst, der Kutscher in brillanter Livrée saß neben ihm. Wir ließen die Equipage im Restaurant du Parc und gingen ins Bois, wo unsere Gegner eben in einem Fiaker angekommen waren. Waren wir auch von Anfang an von der Hoffnung beseelt, die ganze unangenehme Affaire friedlich abmachen zu können, so wurde uns, den beiden gegnerischen Sekundanten gegenüber, die Ausführung doch sehr schwer. Ich hob besonders die Persönlichkeit Heine's als hochstehenden lyrischen Dichter hervor, betonte zumal seine Nervosität und Eifersucht. Provozirt durch die Stichelreden der Studenten sei Heine höchstgradig aufgeregt und ganz unzurechnungsfähig gewesen. Er bereue jetzt auf das Tiefste seine That, was er bereit sei, dem Beleidigten gegenüber als Entschuldigung auszusprechen. Nach vielem Hin- und Herreden gaben sich endlich der Beleidigte und seine Sekundanten mit dieser Erklärung zufrieden, erließen Heine jede persönliche Entschuldigung, wollten aber von einer Versöhnung durch Händereichen nichts wissen. Der junge de L. fuhr mit einem seiner Sekundanten sogleich davon, der andere frühstückte mit uns im Restaurant du Parc. Tags darauf erzählte ein Pariser Journal zu meiner größten Verwunderung, Heine habe, von der Kugel seines Gegners nicht getroffen, großmüthig in die Luft geschossen. Dies ist der thatsächliche Hergang der berühmten Duellgeschichte. Wie man nun hieraus Münze schlagen kann für Heine's deutschen — Patriotismus, ist mir nicht begreiflich. Dr. G. de Massarellos, prak. Arzt. München, 5. Dezember 1880."

* **In dem weltberühmten Wachsfiguren-Kabinet der Mdme. Tussaud zu London** wird bekanntlich die Guillotine gezeigt, durch welche Ludwig XVI. enthauptet wurde. Alexander Dumas père erzählt von diesem fürchterlichen Instrument folgende höchst ergötzliche Geschichte. Die bewußte Guillotine präsentirt sich im vollkommen praktikablen Zustande; es fehlt nichts als der Delinquent. Dumas erzählt nun von einem Pariser, der beim Anblicke der Sehenswürdigkeit in Versuchung gerieht, sich in die Lage eines Unglücklichen zu versetzen, der durch dieses Instrument hingerichtet werden sollte. Er bestieg die Guillotine, legte seinen Kopf auf den Block und ließ den obern Theil des zur Aufnahme des Halses bestimmten Ausschnittes herab, in der Meinung, daß er nur nöthig haben würde, die Lücke wieder zu öffnen, um sich aus der verfänglichen Situation zu befreien. Aber er befand sich im Irrthum, denn einmal in der Lücke, muß der Kopf dort verharren, bis er in den davorstehenden Korb fällt. Eine Feder, welche nur dem mit der Exekution Betrauten bekannt ist, schließt die Lücke, und der Delinquent vermag sie selbst mit Hülfe seiner Hände nicht zu öffnen. Als der Vorwitzige fünf Minuten lang ganz unbefangen in dieser Position verharrte und zur Ueberzeugung gelangt war, daß hier nichts weiter zu sehen sei, als die Kleie auf dem Boden des davorstehenden Korbes, versuchte er den Kopf wieder zurückzuziehen. Dabei gedachte er schon im Geiste des Aufsehens, welches er erregen würde, wenn er zu Hause erzählen werde, daß er mit seinem Kopfe in derselben Lücke stak, welche das Haupt Ludwig XVI. aufnahm. Und dabei wollte er hinzusetzen: „Aber ich, nicht dumm, zog ihn wieder heraus!" — Leider hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Theil über seinem Halse rührte sich, wie gesagt, — nicht. „Aha, eine Feder!" dachte er sich, und seine Hände suchten tastend den Mechanismus, welcher ihn befreien sollte. Aber plötzlich hielt er inne, seine Haare sträubten sich: wie, wenn er bei diesen Versuchen unbewußt jene Feder träfe, welche das Beil fallen macht! Er hätte sich auf diese Art selbst enthauptet und wäre noch dazu um den Spaß gekommen, seinen Freunden zu erzählen, daß er die Guillotine Ludwigs XVI. erprobt habe. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu rufen. Er rief, aber Niemand kam. Er schrie. Die Besucher des Kabinets hörten das Geschrei und kamen heran. Was Teufel macht der Mensch hier! fragte einer der Engländer. Oh — antwortete ein Anderer — die vortreffliche Mdme. Tussaud, weiß nicht, wie sie ihr Publikum zufrieden stellen soll; sie hat geglaubt, daß die Guillotine ohne Delinquenten nicht interessant genug sei, und hat einen jungen Mann gemiethet, der den Verurtheilten spielt. Aber da man in England nicht köpft, so hat sie, um keinen Verstoß gegen die Wahrhaftigkeit zu begehen, eigens einen Franzosen dazu engagirt. — „Zu Hülfe, zu Hülfe!" schrie der Pariser unterdessen. — „Vortrefflich, junger Mann", bemerkte der Engländer, „Sie spielen Ihre Rolle bewunderswerth; Bravo!" — „Aber ich schwöre Ihnen rief der Franzose, — ich spiele ja gar keine Rolle, ich bin durch Zufall hier." — „O Bravo, so müssen Sie fortfahren." „Was meint er?" fragten die anderen Zuschauer, die sich vor der Guillotine ansammelten. Es ist eine studirte Sache, die er hersagt, aber er macht es sehr gut, erklärte der Engländer. — „Meine Herren, im Namen des Himmels", schrie der Pariser mit entkräfteter Stimme, — „befreien Sie mich, aber geben Sie gut Acht, verwechseln Sie die Feder nicht und vergessen Sie in diesem Augenblicke, daß ich Franzose bin und Sie Engländer sind, wir sind ja doch Alle Brüder. . . Zu Hülfe, zu Hülfe!" „o Bravo, Bravo!" wiederholte der Engländer und Alle stimmten in den Beifall ein. Der Lärm und der Applaus rief endlich einen Angestellten herbei, der sich bis zu dem Gefangenen durcharbeitete und ihn frug, was er sich da für einen sonderbaren Scherz mache? — Sofort erkannte der Unglückliche, daß ihm hier Hülfe winke. Er sprach ein paar Worte Englisch, der Angestellte sprach ein wenig Französisch, und so verstanden sich die Beiden. Letzterer begann den Vorfall zu erklären, aber die schaulustige Menge wollte unter keiner Bedingung die Freilassnng des Parisers zugeben. Dieser bestand darauf, augenblicklich befreit zu werden, und rief: „Ich will keine Minute mehr bleiben, ich bin nicht hier um Ihr Publikum zu amüsiren, ich bin wie die Anderen hier, „für mein Geld." — „Haben Sie doch ein wenig Geduld", erwiderte der Diener des Museums. Einer der Besucher holt seine Frau, welche bei der Wiege des Königs von Rom zurückgeblieben war. — Ich bitte Sie noch ein wenig auszuharren, bis meine Frau Sie gesehen hat, — eine Minute mehr oder weniger macht ja nichts . . . „Sie haben gut reden" — entgegnet der Pseudo-Delinquent — „ich ersticke, mich trifft der Schlag — Wo ist er, wo ist er? ruft auch schon die herbeieilende Gattin jenes Besuchers, sich durch die Menge drängend, — aber er schreit ja nicht, hast Du mir nicht gesagt, daß er schreit, für mich soll er ebensogut schreien, wie für die Andern." — „Sie hören, mein Herr" — unterstützt der Diener die Bitte seiner Landsmännin — „Madame wünscht, daß Sie schreien." Aber der Aermste unter die Guillotine muckste nicht. „Sie sind Franzose, mein Herr, und in dieser Eigenschaft sind Sie galant genug, um den Wunsch einer Dame zu erfüllen, schreien Sie zwei oder drei Mal, das ist Alles." — Aber der Unglückliche schrie nicht und rührte sich nicht. Endlich kam man auf den Einfall, daß ihm übel geworden sein könne. Man ließ die Feder spielen, befreite ihn aus seiner Lage und stellte ihn wieder auf die Füße. Wie man vermuthet hatte, war er vollkommen ohnmächtig; man hielt ihm Riechsalz vor die Nase, spritzte ihm kaltes Wasser ins Gesicht, endlich zur großen Befriedigung der Zuschauer öffnete er die Augen. Seine erste Bewegung, als er zu sich kam, war die nach seinem Kopfe; als er fühlte, daß derselbe noch auf seinen Schultern saß, stieß er einen Freudenschrei aus, und ohne seinen Hut zu verlangen, enteilte er dem Schauplatze seines schrecklichen Abenteuers.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel. Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.